



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: *Jenseits der Mainlinie* : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

dem Eigennutz und der Gewohnheit stellt sich unsrer Sache nichts mehr entgegen, als daß jeder Tag für sie nur neue gestaltlose Anregungen gebiert, und daß wir nur immer fordern, ohne der Macht auch etwas zu bieten. Das nimmt Männer, die mit politischen Werten zu rechnen haben, gegen uns ein, unsre Mitwirkung zum Ordnungsprogramm wird sie günstiger stimmen.



## Jenseits der Mainlinie

Von Carl Jentsch

(Schluß)



Als ich bis hierher geschrieben hatte, fiel mir die vorjährige Nr. 49 des Altkatholischen Volksblatts in die Hand, worin ich folgendes las. Im Höhgauer Erzähler hat der Landgerichtsrat Beck in Offenburg (ob das der Weckebeck ist, weiß ich nicht) einen Rückblick auf die altkatholische Bewegung Badens veröffentlicht und darin den Nachweis geführt, daß „der erste Anstoß zu einer altkatholischen Widerstandsbewegung gegen den zunehmenden Ultramontanismus in Baden schon 1865 erfolgt sei.“ Diese Bewegung vor 1870 „war rein politischer Natur. Die Glaubenssätze der römischen Kirche ließ sie auf sich beruhen; diese wurden weder angegriffen noch verteidigt. Das einzige, worum es sich dabei handelte, waren die politischen Machtansprüche des Ultramontanismus; diese suchte man zu vereiteln und für das staatliche Leben des deutschen Volkes unwirksam zu machen. [Baden hat seinen Kulturkampf bekanntlich schon vor 1870 gehabt; den Anlaß gaben, wenn ich mich recht erinnere, die Streitigkeiten über die Besetzung des erledigten erzbischöflichen Stuhles; es wurde um dieselben Gegenstände gestritten wie im spätern preussischen, der eine im größern Maßstabe angelegte Kopie davon war.] Das alles [schreibt der Altkatholische Bote] giebt Herr Beck selbst zu und führt es weitläufig aus. Zugleich erblickt er hierin den großen Vorzug der frühern Bewegung vor der spätern. Denn was geschah? Nach Beendigung des vatikanischen Konzils wurde die Tendenz des badischen Altkatholizismus durch den Einfluß Döllingers geändert. An die Stelle des politischen Altkatholizismus trat ein religiöser, oder wie Herr Beck es ausdrückt, der Kampf gegen die ultramontanen Forderungen im politischen Leben wurde zur Unterströmung, dagegen die gegen die römische Verfälschung des religiösen Glaubens zur Oberströmung, und eben hierin erblickt Herr Beck

den Grund für die Thatsache, daß sich der Altkatholizismus nicht in dem Maße ausbreiten konnte, wie man gehofft hatte.“ Das läßt der Altkatholische Bote nicht gelten, aber meiner Überzeugung nach hat Beck bis zu einem gewissen Punkte Recht. Ob die badischen Liberalen, die sich später Nationalliberale nannten, weiter gekommen sein würden, wenn sie sich auf den politischen Kampf beschränkt hätten, kann man nicht wissen; ich glaube, daß es ihnen auch in diesem Falle nicht gelungen sein würde, weder sich die ganze katholische Kirche Badens zu unterwerfen noch einen bedeutenden Teil der Bevölkerung von ihr loszureißen. Aber wenigstens die Heuchelei wäre den Herren erspart geblieben, zu der sie sich seit 1870 durch die Teilnahme an der altkatholischen Bewegung\*) genötigt sahen, und die den Mißerfolg unvermeidlich machte. Die Professoren Döllinger, Huber, Reinkens, Reusch, Weber, Michelis und ihre Freunde waren aufrichtig überzeugt, daß man in Rom neue Dogmen gemacht habe, sie kämpften ehrlich für die Aufrechterhaltung des vorvaticanischen Zustandes, und dann, nachdem sie die Kirchengeschichte mit protestantischen Augen ansehen gelernt und das Menschliche in der Kirche bis in die Apostelzeit verfolgt hatten, für die Wiederherstellung eines seit anderthalb tausend Jahren vergangenen Zustandes und waren also vollauf berechtigt, sich Altkatholiken zu nennen. Durch ihre Schriften und Zeitungsartikel gewannen sie ein Häuflein Anhänger unter den Gläubigen und Frommen für sich, aber zur Gemeindebildung reichte das nicht aus. Da gaben sie der Versuchung nach, die ihnen, namentlich in Baden, dargebotene Hand der liberalen Bürgermeister, Juristen und Professoren anzunehmen, und damit gelang nun freilich eine kleine Kirchengründung, die mir persönlich als materielle und geistige Zuflucht sehr willkommen gewesen, den zweierlei Gründern aber verhängnisvoll geworden ist. Die gläubigen Professoren gerieten durch die Bundesgenossenschaft mit persönlich zwar durchaus achtungswerten, aber teils religiös indifferenten, teils ausgesprochen ungläubigen Männern in eine schiefe Lage, und die Lage, in die sich diese achtungswerten Männer begaben, war noch mehr als bloß schief. Indem sich Herren, die seit Jahren nicht mehr in der Kirche gesehen worden waren, eifrig an Gemeindegründungen beteiligten, die mit der Treue gegen den alten katholischen Glauben gerechtfertigt wurden, erregten sie selbstverständlich im katholischen Lager allgemeine Heiterkeit, und die katholischen Geistlichen bedurften kaum eines andern Mittels, sich die Treue ihrer Herden zu sichern, als des Hinweises auf die Männer, die an die Spitze der neuen Gemeinden traten. Ich bemerke ausdrücklich, daß das nicht für München gilt, wo die Leiter der Gemeinde durchweg religiös gesinnte Männer waren.

\*) Den Feldzug, den die badischen Liberalen unter der Anführung der Regierung vor 1870 gegen den Katholizismus unternommen haben, schon als altkatholische Bewegung zu bezeichnen, hat keinen Sinn.

Nicht wenige von den Führern mögen das sehr bald erkannt haben, aber es auch zu bekennen, daran hinderte sie eine falsche Scham; niemand gesteht gern ein, daß er im öffentlichen Leben eine unglückliche Rolle übernommen hat; lieber sucht man sie bis zu Ende durchzuführen, wenns nicht anders geht, in der Pose des tragischen Helden. In Offenburg sprach es ein hochangesehener und vortrefflicher Mann in einer Versammlung offen aus: Wir haben eine Thorheit begangen, wir hätten protestantisch werden sollen! Ich widersprach ihm, weil ich mich für meine Person zum Übertritt nicht hätte entschließen können. Übrigens haben einige von den liberalen Führern das religiöse Interesse, das ihnen anfangs abging, nach und nach gewonnen. Bis zum Ausbruch des französischen Krieges war einige Monate hindurch die Allgemeine Zeitung mit ihren Janus- und Quirinusartikeln das begehrteste Blatt, und alle großen Zeitungen druckten sie nach, wie sie dann bald darauf die Grenzboten nachgedruckt haben. Und wie im vierten Jahrhundert die Marktweiber von Alexandria über homo- und homoiusios gestritten hatten, so erörterten jetzt die Stammtischgäste den Primat des römischen Bischofs, und die Parlamente verwandelten sich in Konzilien. Dann kamen die Agitationsreisen der Theologieprofessoren, die Gemeindegründungen, und nachdem die Gründer schon eine Menge theologische Vorträge angehört hatten, mußten sie nun Schande halber auch manchmal in die Kirche gehen und Predigten anhören. Wenn nun nach den Professoren ein Geistlicher kam, der eine genießbare Predigt zustande brachte, so fanden die Herren, daß Religion und Gottesdienst keine so ganz unvernünftigen und widerwärtigen Dinge seien, als sie sich vorgestellt hatten, und einige von ihnen fanden sogar Geschmack daran und hielten nicht bloß Schande halber aus. Andre freilich sparten grundsätzlich mit dem Kirchenbesuch, auch wenn sie den Geistlichen gern hörten, denn, sagte mir einmal ein lieber Freund: Betbrüder sind wir nun einmal nicht. Ich bins auch nicht, aber Kirchenreformatoren müßens sein; denn nur Menschen, die der religiöse Geist treibt, können die Kirche reformiren oder Kirchen gründen, und das Leben solcher Menschen ist ein immerwährendes Gebet. Darum sagte ich einmal bei einer besondern Veranlassung, wo die Kirche ziemlich voll war, meinen Zuhörern und guten Freunden: Wenn ihr — ich hätte sagen sollen: wenn wir — die Kirche reformiren wollt, so ist das gerade so, wie wenn eine Gesellschaft von Stocktauben die Musik reformiren wollte.

Auch bei diesen aufgeklärten Herren zeigte sich die merkwürdige Erscheinung, die ziemlich allgemein wahrgenommen wird — nur unsre deutschen Sozialdemokraten haltens darin anders —, daß sie um die religiöse Erziehung ihrer Kinder sehr besorgt waren. Es machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich, als ich einen berühmten Politiker darüber klagen hörte, daß die altkatholischen Religionschüler so wenig zu lernen aufbekämen, denn über die Meinung, daß die Religion aus biblischem oder theologischem Lehrstoff bestehe und ein-

getrichtert werden könne, war ich doch schon in meiner römisch-katholischen Zeit ziemlich weit hinausgewesen. Aber es sollte noch schöner kommen. In einer Kirchenvorstandssitzung — das ist nicht in Offenburg geschehen — wurde ich von einem Mitgliede zur Rede gestellt, warum ich keinen ordentlichen Beichtunterricht erteilte; „die Bube jammere: wie soll das werde, 's isch bald Dschtere, und wir könne noch nit beichte, wir könne nit beichte.“ Ich war mir bewußt, mich im Beicht- und Kommunionunterricht rechtschaffen bemüht zu haben, um den Schülern Sinn und Bedeutung der heiligen Handlungen klar zu machen und ihre Herzen für eine würdige und fruchtreiche Begehung der Feier vorzubereiten, und so erklärte ich denn, wenn die Bengel und Bälger etwa kämen, mir ein Geschenk zu überreichen — das war mir angekündigt worden —, so würde ich sie nauschmeißen. Ein paar Tage darauf suchte man mich zu begütigen. Der Irrtum habe sich aufgeklärt. Mein Vorgänger habe immer schon lange vor Ostern den Marsch zum Altar einexerziert, und das sei diesmal noch nicht geschehen; nur dieses hätten die Kinder gemeint. Nun habe ich auch immer darauf gehalten, daß in der Kirche alles hübsch ordentlich zugehe, und habe namentlich die Ministranten tüchtig einexerziert, aber für den Gang zum Abendmahl ist doch keine besondere Einübung erforderlich; es genügt, wenn man den Kindern sagte, in welcher Ordnung sie kommen und wo sie Platz nehmen sollen. Die so schmerzlich vermißte Einübung übernahm dann der Küster, und das Ergebnis war ein lächerlich aussehender und darum die Andacht störender Gänsemarsch. Gerade bei der ersten Kommunion war ich immer bemüht gewesen, störende äußerlichkeiten fernzuhalten. So hatte ich einmal in Siegnitz den Knaben gesagt: Ihr seid alle arme Jungen und an Glaceehandschuhe nicht gewöhnt; zur ersten Kommunion bekommt ihr die ersten, aber zieht sie lieber nicht an, denn das ungewohnte Zeug an der Hand würde eure Aufmerksamkeit vom Gebet abziehen. Und siehe da, kein einziger trug Handschuhe; aber zum Nachmittagsgottesdienst erschienen sie alle behandschuht, um zu zeigen, daß sie welche hätten. Von dem vielen Wunderlichen, was sich in der Wirrnis dieses Kirchenstreits ereignete, will ich nur noch eins erwähnen. Ehe die Offenburger Altkatholiken einen Geistlichen bekamen, hatte ein Arzt, ein hochgebildeter Mann von anerkannt ehrenwertem Charakter, beantragt, seine Söhne vom Religionsunterricht zu entbinden, und erklärt, er wolle sie selbst in der Religion unterrichten, aber „Großherzogliches Ministerium“ ging nicht darauf ein; dieselbe Regierung, die den römischen Katholizismus leidenschaftlich bekämpfte, zwang den Mann, seine Söhne in den römisch-katholischen Religionsunterricht zu schicken. Aufrichtige Altkatholikinnen waren die Frauen. Manche von ihnen waren fromm, und es hatte sie einen schweren Kampf gekostet, ihren Männern zu folgen; die übrigen nahmen die Sache wenigstens sehr ernst als eine Angelegenheit des Gewissens und der Überzeugung, und es empörte sie, wenn der eine oder der andre von den Männern

aus irdischen Rücksichten abfiel. Einer der Führer, der Rektor einer höhern Schule, bewarb sich nach dem Tode seiner ersten Frau um die Tochter eines streng katholischen Mannes und versprach römisch-katholische Trauung und Kindererziehung. Da erregten die altkatholischen Frauen einen solchen Sturm der Entrüstung gegen ihn, daß er genötigt war, um seine Versetzung einzukommen.

Was man in der Jugend begehrt, das hat man im Alter die Fülle. Die sechs Liegnitzer Jahre abgerechnet, wo der größte Teil meiner Zeit von Amtsgeschäften in Anspruch genommen worden war, hatte ich mich immer über zu wenig Arbeit zu beklagen gehabt. In dieser Beziehung bin ich nun von meinem zweiundvierzigsten Lebensjahre ab leidlich zufrieden gestellt worden. In Offenburg war die Arbeit noch mäßig. Ich hatte nur vierzehn bis sechzehn Religionsstunden die Woche zu geben und etliche Zeitungsartikel zu schreiben. Vorträge hatte ich, außer den Predigten, nur wenige zu halten. Gleich im Anfange brannte ich vor Begierde, durch Agitationsvorträge die Gemeinde zu vergrößern, und es wurde einer veranstaltet. Das Ergebnis war, daß sich zwei Männer in das bereit liegende Verzeichnis der Gemeindeglieder einschreiben ließen; mehr konnten auch nicht sein, denn außer den Gemeindegliedern und diesen beiden, die schon vorher, vielleicht von ihrem Brotherrn, gewonnen worden waren, war niemand erschienen. „Ha ha ha, doas hätt ich Ihna bald sage könne; die nit gleich zu Ahnfang komme sind, die komme jez erscht net,“ sagte der ehrliche, phlegmatische Kreisgerichtsrat M., als ich meiner Enttäuschung Ausdruck gab. Zeitungsartikel hatte ich zunächst für das Lokalblatt, den Ortenauer Boten, zu schreiben, und da verwickelte ich mich denn bald in eine Polemik mit dem Dekan Förderer, der den Lehrer Anzeiger herausgab. In der polemischen Hitze entfuhr mir einmal das Wort Lügner. Da belehrte mich denn eine Beurteilung, daß man zwar sagen dürfe: der und der hat die Unwahrheit gesprochen, nicht aber: er ist ein Lügner. Und bei reiflichem Nachdenken habe ich dann gefunden, daß die Herren Juristen in diesem Falle auch vom moralischen Standpunkt aus Recht haben. Denn mitunter eine Unwahrheit zu sagen, ist allgemeines Menschenschicksal, aber darum ist noch nicht jeder, dem es einmal zustößt, ein unwahrhaftiger Mensch. Zwar behaupten der Psalmist und der Apostel Paulus: jeder Mensch ist ein Lügner, aber quod licet Jovi, non licet bovi, und dann meint mans wohl auch anders, wenn man einen im Streit einen Lügner schimpft. Die Strassumme wurde von einem ungenannten Wohlthäter gedeckt, aber die Kosten beliefen sich beinahe ebenso hoch und waren mir, wenn auch an sich nicht bedeutend, doch empfindlich, weil mein Gehalt von zwölfhundert Gulden, von dem ich auch die Wohnung und die Unterstützung meiner Mutter zu bestreiten hatte, für solche außerordentliche Lustbarkeiten nichts übrig ließ, und so nahm ich mir denn vor, in Zukunft die Worte sorgfältiger abzuwägen, woraus man sehen kann, daß Strafen nicht ganz unnütz sind. Dann schrieb ich fleißig für den

Alt-katholischen Boten, den der Pfarrer Niecks in Heidelberg herausgab. Niecks sammelte damals auch Mitarbeiter für eine Reihe von Lebensbildern und übertrug mir das eines Offenburgischen Pfarrers Mersy, der im Sinne Wessenbergs gewirkt hatte. Bei der Stoffsammlung für das Schriftchen fand ich die ungünstige Meinung bestätigt, die ich vom kirchlichen Liberalismus der Wessenbergischen Zeit schon vorher gefaßt hatte. Jenen Geistlichen ging das tiefere Verständnis der Religion ab; sie waren trockne und nüchterne Pedanten und schrieben ein herzlich schlechtes Deutsch. In der Bekämpfung des Aberglaubens einiges geleistet zu haben, das dürfte ihr einziges Verdienst sein. Für die Broschüre erhielt ich sechzig Mark. Das war mein drittes Schriftstellerhonorar. In Schönau hatte ich dem Herausgeber einer homiletischen Zeitschrift einige Beiträge geliefert. Als er mir das erste Honorar schickte, es waren fünf Thaler, wirkte das nicht als Sporn, sondern als Scheuche; ich schrieb dem Herausgeber, ich hielt es für Sünde, den faulen Pfarrern die Faulheit zu stärken und auch noch Geld dafür zu nehmen; ich würde nichts mehr schicken. Heute schrecken mich Honorare nicht mehr ab. Dann schickte ich von Liegnitz aus einmal der Schlesiſchen Zeitung vier Artikel über Schulangelegenheiten, die sie als Feuilleton gebracht hat. Damals, wo es noch keine katholische Presse gab, war die Schlesiſche Zeitung das Blatt der schlesiſchen Pfarrer und der zur konservativen Partei haltenden katholischen Bourgeoisie, aber die Mehrzahl ihrer Leser waren doch Protestanten. Demgemäß hielt sie sich in den ersten beiden Monaten des Vierteljahrs stramm protestantisch, im dritten Monat dagegen lenkte sie ins katholikenfreundliche Fahrwasser ein und wurde gegen das Ende immer katholischer; sie soll sich für diesen Zweck einen katholischen Redakteur gehalten haben. Den Lesern hat dieser regelmäßig wiederkehrende Wandel bei allem Ärger immer viel Spaß gemacht. Als mich ein Ereignis, ich weiß nicht mehr welches, zu den Artikeln anregte, ist wahrscheinlich gerade der Vierteljahrschluß nahe gewesen, sonst hätte ich kaum gewagt, ihr die Sachen zuzumuten. Auch so hielt ich noch eine kleine Kriegslift für notwendig. Da das Dickste erst am Schluß kam, schickte ich nicht alle vier Artikel auf einmal, sondern immer nur einen, und den nächsten erst, wenn der vorhergehende schon erschienen war. Nachdem nun die Zeitung a, b und c gesagt hatte, blieb ihr nichts übrig, als auch vollends d zu sagen. Honorar habe ich dafür nicht erhalten, auch nicht erwartet; ich habe, glaube ich, damals noch gar nicht gewußt, daß man so etwas bezahlt bekommt. Ein paar Jahre später, als ich in Harpersdorf die schon erwähnten zwanzig Mark bekam, wußte ich es schon und spekulierte darauf. Mersy brachte mir also das dritte ein, und dann kamen noch ein paar, vom theologischen Litteraturblatt, das Professor Reusch herausgab, und vom Deutschen Merkur für die Artikel über Augustinus.

Diese Artikel veranlaßten das Münchner Alt-katholikenkomitee, mir die Redaktion des Deutschen Merkur anzubieten. Nomineller Redakteur war nach

dem Abgange Hirschwälders nach Bern Professor Meßmer, der humoristische Konservator des kunsthistorischen Museums, dessen Thätigkeit für das Blatt, wie er selber sagte, darin bestand, daß er es manchmal las, wenn er gerade Zeit übrig hatte; die Arbeit machte seit zwei Jahren ein Herr, der nicht genannt sein wollte, und der nun abgelöst zu werden wünschte, umsonst. Mir kam das Anerbieten sehr gelegen. Zu den Enttäuschungen gesellte sich der Umstand, daß mir die zunehmende Schwerhörigkeit im Religionsunterricht, bei Krankenbesuchen und im geselligen Verkehr immer hinderlicher wurde. Das Schenßlichste für einen Schwerhörigen sind Sitzungen, besonders wenn der Vorsitzende leise spricht, und man vom Inhalt der zu behandelnden Vorlagen keine Ahnung bekommt; das ist Höllenpein. Dem jovialen Oberbürgermeister von Liegnitz mit seinem Volksrednerberber hatte ich immer jedes Wort verstanden, und auch den Konstanzer später verstand ich so ziemlich, aber dem Vorsitzenden der Schuldeputation in Offenburg — es war nicht der Bürgermeister — verstand ich selten ein Wort, obgleich ich mich immer neben ihn setzte. Und diese Schuldeputation verdarb mirs auch bei den Schülern. Anfänglich ging mit denen alles ganz prächtig. Ich bediente mich des Kunstgriffs, den ich schon als Gymnasiast unserm ebenfalls etwas schwerhörigen Direktor abgelernt hatte: wenn ich die Antwort des Schülers nicht oder nicht vollständig verstanden hatte, sagte ich: gut, und wiederholte die Antwort. Einmal nun, als ich der obern Abteilung der Gymnasiasten vortrug, stand einer auf und sagte etwas, was ich auch nach mehrmaliger lauterer Wiederholung nicht verstand. Die Jungen fingen an zu kichern, endlich öffnete sich die Thür — sie hatten gemeldet, daß es klopfe —, und der Ratsdiener trat ein, den ich wieder nicht verstand: er lud mich zu einer Sitzung ein. Von da ab kannten die Jungen den Grad meiner Taubheit und nutzten natürlich meine Schwäche aus, und da wurde der Unterricht ungemütlich. Der Übergang zur Publizistik war unter diesen Umständen der natürlichste Ausweg, an den ich schon einigemal gedacht hatte. Die Offenburger wollten davon nichts wissen; sie meinten, man brauche ja nur recht streng mit „dene Bube“ zu verfahren, und was dergleichen Redensarten Unsachverständiger mehr sind, aber das machte keinen Eindruck auf mich. So kam es denn zum Abschied, und bei dem gings so großartig und rührend zu, daß ich beinahe weich geworden wäre und den Münchnern abgeschrieben hätte. Sonnabend Abend (es war Anfang Januar 1877) wurde der Abschied gefeiert, Sonntag die Abschiedspredigt gehalten, und dann geleiteten mich die Männer der Gemeinde vollzählig auf den Bahnsteig, wo sie sich in Front aufstellten und mir bei der Abfahrt ein Hoch ausbrachten. Vorher war einer noch einmal an das Wagenfenster herangetreten und hatte gesagt: Wie wärs, wenn Sie wieder ausstiegen und blieben bei uns?

Zunächst fuhr ich nach Heidelberg, denn Riecks hatte mich dringend gebeten, ihn auf der Fahrt nach München zu besuchen. Ich hatte nur einen

und einen Zentelgefährten im „Abteil.“ Der ganze war eine tragikomische Gestalt: ein junger Wittwer, der seine Frau beweinte und seinen Säugling — mit welcher Grazie! — trocken legte; er brachte ihn zu den Eltern der Verstorbenen. Wenn ich von Riecks auch kein Honorar bekommen hatte für meine Beiträge, so hatte er mich dafür reichlich mit Lobsprüchen bezahlt; er schrieb mir wiederholt, daß ich der einzige anständige Mensch sei, mit dem er zu thun habe; andre seien so unanständig, daß sie auf seine Briefe gar nicht antworteten. Riecks war unermüdlich thätig und schrieb sich selbst das Verdienst aller Gemeindegründungen im Großherzogtum zu; Michelis, behauptete er, habe gar nichts ausgerichtet und sei ihm nur hinderlich gewesen. Als ich ihm mitteilte, daß ich nach München ginge, war er darüber sehr ungehalten. Was ich in München wolle! Den lahmen Götterboten könne ich von Offenburg aus redigiren, und wolle ich nicht in Offenburg bleiben, so solle ich nach Mannheim, wo er den Ultrakatholiken demnächst zu einer selbständigen Pfarrei verhelfen werde, als Pfarrer kommen. Die Aufforderung zum Besuche hatte, wie ich im Gespräch bald bemerkte, den Zweck, mich mit Mißtrauen gegen die Herren vom Münchner Komitee zu erfüllen. In der nächsten Nummer des Ultrakatholischen Boten las ich als Korrespondenz aus Offenburg: S. ist so taub geworden, daß er höchstens noch predigen kann [woraus man schließen mußte, daß ich die Orgel nicht mehr hörte und daher kein Hochamt halten könne]; er ist deshalb nach München übergestedelt, um dort am Deutschen Merkur zu arbeiten (oder so ähnlich). Sntlekofer schrieb mir entrüstet, er habe einen für mich sehr ehrenvollen Bericht eingeschickt, den habe Riecks in den Papierkorb geworfen, Riecks aber beschwerte sich in einem Briefe an mich über die Offensburger, die so unverschämt seien, daß sie ihm Vorschriften darüber machen wollten, was er in sein Blatt aufzunehmen habe. Wie Sntlekofers Bericht gelautet haben mag, konnte ich aus dem entnehmen, den er an den Merkur schickte; der war so überschwänglich, daß mir der Anstand verbot, ihn in mein eignes Blatt aufzunehmen, obwohl es nicht als das meine galt, da Meßmer nach wie vor als Redakteur zeichnete. So erfuhr die Welt weiter nichts von mir, als was Riecks in seinen Boten gesetzt hatte, und das konnte mir sehr hinderlich werden, wenn ich es noch einmal mit der Seelsorge versuchen wollte. Das Verhalten des Mannes war mir unverständlich, und als etwas unverständliches ließ ich es auf mein eignes Verhalten keinen Einfluß ausüben. Ich blieb in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihm, obwohl er in jeder Nummer seines Boten den Merkur schlecht machte und gegen meine Artikel polemisirte. In den Briefen gab er mir stets Recht, gleichzeitig mit einem solchen Briefe aber schrieb er gewöhnlich einen niederträchtigen Artikel in seinen Boten, worin er das Gegenteil sagte. Erst nach und nach — so dumm war ich damals noch — dämmerte mir der naheliegende Gedanke auf, daß Riecks fürchten möge, der Merkur werde unter meiner Leitung seinem Boten eine gefährliche Konkurrenz

machen. Ein Jahr später verbreitete er in badischen Blättern, ich sei um eine schlesische Staatspfarre eingekommen und hätte sie nicht erhalten. Was dieser Lüge zu Grunde lag, soll später mitgeteilt werden. Da konnte ich denn doch nicht mehr daran zweifeln, daß er ein durch und durch illoyaler Mensch sei, und brach den Verkehr mit ihm ab. Sein Blatt wurde mir immer widerwärtiger; in jeder Nummer kamen alte und neue Skandalgeschichten von katholischen Geistlichen. In Konstanz sagte ich einmal: Ich schäme mich jeden Sonntag, auf der Kanzel und am Altare zu erscheinen. Denn Sonnabend Abend lese ich jedesmal im Boten, daß die Pfaffen aller Religionen stets die schlechtesten aller Menschen gewesen sind, ich weiß, daß fast alle Gemeindeglieder ihn ebenfalls gelesen haben, und die müssen sich doch sagen, wenn alle Pfaffen schlechte Kerle sind, wie käme denn da gerade der unsre dazu, eine Ausnahme zu machen? Als Theologe und Historiker war Riecks in dem engen Gesichtskreise des ältern Rationalismus befangen. Seiner Ansicht nach war jede Religion ein Kunstprodukt ihrer Pfaffen, war das Christentum durch Gewalt und nur durch Gewalt verbreitet worden, war demnach auch die Befreiung des Volks von der Religion eine Aufgabe, die eine Regierung jederzeit mit Leichtigkeit lösen konnte, wenn sie nur wollte. Daß das Volk eigne Neigungen, einen eignen Willen, tief wurzelnde Überzeugungen haben könne, daß seine Liebe und sein Haß, seine Bedürfnisse und seine Bestrebungen weltgeschichtliche Mächte seien, das erkannte er nicht an; das Volk, schrieb er mir einmal, ist nichts als ein Teig, den man kneten muß. Er soll darauf ausgegangen sein, die badischen Gemeinden von Bonn loszureißen und für sich ein eignes Bistum zu stiften. Ob das wahr ist, weiß ich nicht; jedenfalls hat er die Bonner Herren mit Intriguen und öffentlichen groben Angriffen so lange gereizt, bis sie sich endlich genötigt sahen, ihn aus der Altkatholikengemeinschaft auszuschließen. Man vernahm dann, daß er nach Berlin gegangen und evangelisch geworden sei. Ob er eine Pfarrstelle bekommen hat oder von Schriftstellerei lebt, weiß ich nicht. Als ich vor ein paar Jahren den Agrariern hinlänglichen Grund zum Gegenteil von Liebe gegeben hatte, und man anfang zu fragen, was ich denn eigentlich für ein Menschenkind sei, da brachte der Reichsbote einmal einen kurzen Abriss meines Lebenslaufes, der ganz so ausah, als stamme er von Riecks. Das hat mich veranlaßt, ein Bild von ihm zu entwerfen.

In Offenburg habe ich auch Sozialdemokraten kennen gelernt. Es waren ihrer nicht viele, lauter anständige Leute, darunter der Besitzer einer kleinen Maschinenbauanstalt; ich hatte bis dahin noch kein volkswirtschaftliches Buch gelesen und war erstaunt zu finden, wie viel die Leute wußten, und wie verständige Ansichten sie hatten; doch haben sie mich von der Wichtigkeit ihrer Grundansicht nicht überzeugt. An Ostern kehrte ich noch einmal nach Offenburg zurück, um eine Anzahl von Kindern zur ersten Kommunion zu führen — ein Nachfolger war noch nicht eingetroffen. Auch der Sohn des Maschinen-

bauers, ein vortrefflicher Knabe, war darunter. Ich wurde von den Eltern zum Mittagessen eingeladen und hatte da wunderliche Tischnachbarn: rechts einen alten freigeistigen Demokraten, links eine württembergische Pietistin in nonnenhaftem Gewande; sie saßen einander gegenüber. Der alte B. schleuderte von Zeit zu Zeit grimme und höhnische Blicke über den Tisch und Bemerkungen wie: „wenn ich Regierung wär, ich verkaufte alle Kirchen auf den Abbruch“; die Dame aber antwortete mit Seufzern und himmelwärts gerichteten Geberden.



## Der Kunstgenuß des Laien

Von Wolfgang von Wettingen



enn Friedrich Schiller Recht hat — und merkwürdig! er behält desto unbedingter Recht, je tiefer man ihn begreift —, so stehen wir Menschen zwar an Fleiß und Geschicklichkeit manchen untergeordneten Geschöpfen, an Wissen den (hypothetischen) vorgezogenen Geistern nach: die Kunst aber haben wir allein, und durch sie, die uns „das Morgenthor des Schönen“ öffnet, dringen wir in der Erkenntnis Land, gelangen wir sittlich geläutert zur Wahrheit, soweit es uns beschieden ist, sie aufzufassen. So bezeichnet der künstlerisch empfindende Philosoph das Ziel, nach dem zu streben dem regen Geiste vornehmster Lebenszweck ist, ja das ihm das Leben unter Umständen überhaupt erst oder noch lebenswert macht; und so wird nach Schiller die Kunst für jeden, der mit wachen Sinnen und mit Feuer im Herzen seine irdischen Tage auskostet, ein Lebens-  
element, eine notwendige Nahrung, ohne die er verkümmern müßte.

Aber freilich! wie wenige von uns verkümmern, genau genommen, nicht, wie wenigen ist es vergönnt, den Umkreis der Erkenntnisse und Gefühle völlig zu durchmessen, der ihnen nach ihrer Aufnahmefähigkeit offen stünde! Nicht eigentlich äußere Bedingungen vermögen uns daran zu verhindern, denn dem wahrhaft Starken sind auch widrige Verhältnisse nicht auf die Dauer unüberwindlich. Was uns lähmt, ist vielmehr die arge und eigentliche Erbsünde, die Krankheit, die dem Menschen durch seine Zusammensetzung aus viel Stoff und wenig Geist erwächst: die Trägheit dieses so vielfach gehemmten Geistes, die wir nur in seltenen, glücklichen Augenblicken von Grund aus zu bannen imstande sind. Solche Augenblicke erzeugen dann durch ihre frei schaffende Kraft die großen und guten Thaten, die auf Erden geschehen; sie sind es auch,